



*I DID IT FOR ME. I LIKED IT. I WAS GOOD  
AT IT. I WAS ALIVE.*

CHRISTOPH MENKE

---

Professor für Praktische Philosophie im Exzellenzcluster „Die Herausbildung normativer Ordnungen“ und am Institut für Philosophie der Goethe-Universität Frankfurt am Main. Arbeitsschwerpunkte: Politische und Rechtsphilosophie; Ästhetik. Buchveröffentlichungen: *Die Souveränität der Kunst* (1988); *Tragödie im Sittlichen* (1996); *Spiegelungen der Gleichheit* (2000, 2004); *Die Gegenwart der Tragödie: Versuch über Urteil und Spiel* (2005); *Kraft: Ein Grundbegriff ästhetischer Anthropologie* (2008); *Recht und Gewalt* (2011); *Die Kraft der Kunst* (2013); *Kritik der Rechte* (2015). – Adresse: Exzellenzcluster „Die Herausbildung normativer Ordnungen“, Goethe-Universität Frankfurt am Main, Norbert-Wollheim-Platz 1, Hauspostfach EXC-5, 60325 Frankfurt am Main.  
E-Mail: christoph.menke@normativeorders.net.

Ein Jahr am Wissenschaftskolleg ist ein Jahr außerhalb der Routinen der universitären Existenz, die durch den immer selben Kalender von Lehrveranstaltungen, Sitzungen, Institutsvorträgen, Jahrestagungen, Gasteinladungen, Konferenzen bestimmt wird. Da diese universitären Routinen im Zeichen der Reform so eingerichtet wurden, dass sie durch gelassen routiniertes Verhalten gerade nicht mehr erfüllt werden können, sondern mehr verlangen, als geleistet werden kann, bringen sie einen Zustand beständiger Anspannung hervor, der die bekannten Symptome zeitigt: eine Hektik und eine Selbstüberforderung, mit der die deutsche Universität nur zeigt, dass sie in der Gegenwart der Kontrollgesellschaft angekommen ist. Seit Margaret Thatchers berühmtem Dialog mit sich selbst – Frage: „Who is society?“; Antwort: „There is no such thing!“, denn es gibt nur Individuen, die gefälligst Verantwortung für ihr Leben (im Ganzen, auch dafür,

worin es gar nicht „ihres“ ist) übernehmen sollen – ist dies die Verfassung unserer gesellschaftlichen Institutionen: die Selbstüberforderung durch Selbstverantwortung auch für das, was niemand verantworten kann (weil er oder sie es nicht *kann*). Darauf antworten die deutschen Professorinnen und Professoren mit der Klage über ihr schweres Leben.

Ein Jahr am Wissenschaftskolleg lässt die Normalität des Sozialen hervortreten, weil es der Ort und die Zeit im akademischen System ist, die sich dieser Normalität entziehen. (Wie oft haben wir uns an den kollektiven Seufzer der Erleichterung erinnert, der beim ersten Zusammentreffen der Fellows zu hören war, als der Rektor sagte, dass es während dieses Jahres einmal nicht darum gehe, ein „Projekt“ erfolgreich zum Abschluss zu bringen.) Wie das der Kunst, so kann anscheinend auch das akademische System nur funktionieren, wenn es sein normales Funktionieren unterbrechen, temporär suspendieren kann. Und während das vielleicht für alle sozialen Praktiken und Zusammenhänge gilt, so ist es das Privileg des akademischen Systems, diese Selbstunterbrechung seiner Normalität an einigen wenigen Stellen institutionalisiert zu haben. Das akademische System *darf* das (was vielleicht alle soziale Einrichtungen bräuchten): Es darf sich suspendieren. Eine der Institutionen dieser Selbstsuspension ist: ein Jahr am Wissenschaftskolleg.

Schiller hat den ästhetischen Zustand, das „dritte Reich“ des Schönen, dadurch bestimmt, dass in ihm die Triebe, die unser Leben bestimmen, der Stoff- und der Formtrieb, „abgespannt“ werden. Man mag daher das Jahr am Wissenschaftskolleg als einen temporären Aufenthalt in diesem Reich und also die Suspension der akademischen Normalität als „ästhetisch“ bezeichnen. Aber diese ästhetische Abspannung ist etwas ganz anderes als eine Zeit bloßer Entspannung – mit der sie von außen verwechselt werden mag.

Das gilt nicht nur, weil sich auch hier wieder bestätigt, dass man nichts so sehr liebt wie die Knechtschaft der Gewohnheit, der man gerade entkommen ist (oder dass man gar kein anderes Begehren hat als das nach den Gegenständen und in der Weise, die durch die Gewohnheit bestimmt sind: ein Begehren nach ihren kleinen Erfüllungen und Anerkennungen). Das heißt, es ist nicht nur der beständige Rückfall in die Normalität der Selbstüberforderung – durch Termine, Vorträge, Beiträge usw. –, der aus dem Jahr am Wissenschaftskolleg alles andere als eine Zeit bloßer Entspannung macht. Es sind vielmehr die besonderen und neuen Anforderungen, die der Existenz am Wissenschaftskolleg ihre eigentümlich andere Anspannung verschaffen. Denn auch die (ästhetische) Suspension der akademischen Normalität kann es nur geben, wenn sie wieder eine Form, eine Lebensform, bildet. Und so sehr diese Form durch die Strukturen des Wissenschaftskollegs vorbereitet, abgestützt und gesichert wird – und nichts funktioniert

ja besser als das Wissenschaftskolleg: Es ist die perfekte Institution –, so sehr muss sich diese Form erst bilden. Gebildet wird sie nur durch diejenigen, die an ihr teilnehmen (oder sie teilen). Die Anspannung im Zustand der ästhetischen Abspannung besteht in der beständigen (Mit-)Arbeit an der Formbildung.

Diese Form, die die Fellows nur zusammen (häufig mit- und manchmal gegeneinander) hervorbringen können, ist die soziale Form: eine Form, die aus nichts als Kommunikation besteht. Das gemeinsame Mittagessen dient nicht der Ernährung, sondern der Sozialisierung und damit ebenso der Individualisierung. Man kommt in einen Raum der Un- oder Halbbestimmtheit: Man kennt niemanden, sieht aber sofort alles Mögliche, das einen vermuten, ahnen, mögen und nicht mögen lässt. Dann macht man einen ersten Zug, man wendet sich zu oder ab, sagt etwas oder nicht – und beobachtet, was passiert. Das ist die Anstrengung: die Anstrengung ständiger Beobachtung. Und zwar immer beider Seiten: Beobachtung der anderen, Beobachtung seiner selbst. Dann bilden sich aus den einzelnen Zügen und Gegenzügen erste Formen, das heißt, erste Ähnlichkeiten, erste Kohärenzen und Attraktionen, erste Wiederholungen und Stabilitäten. Der ästhetische Zustand kippt – in neue Gewohnheiten, deren Ökonomie (man muss nicht mehr über alles oder vieles zugleich nachdenken: welche Tischnachbarn, welche Sprache, welche Disziplin, welche Interessen usw.) ebenso entlastet wie beschränkt.

Ein wesentlicher Teil der kommunikativen Anstrengung mit ihrer beständigen Fremd- und Selbstbeobachtung gilt selbstverständlich der Frage, wie man über das sprechen kann, was man in der akademischen Welt ist und macht, aus der (fast!) jeder, der hier ist, kommt. Auch dabei ist der Ausgangspunkt wieder, dass es keinen Ausgangspunkt gibt: Man weiß so gut wie nichts voneinander. Da fast alle aus verschiedenen, häufig gegeneinander abgeschotteten akademischen Kontexten, also Disziplinen, kommen, sind alle füreinander unbeschriebene Blätter, auf denen allenfalls die vage Erinnerung an die Kurzinformation steht, mit der die Einzelnen sich beschriftet haben, als sie – nun also doch – das „Projekt“ formulierten, das sie in diesem Jahr realisieren wollten (oder realisieren wollen zu müssen meinten). Alte Verdienste, auf die man in seinem jeweiligen institutionellen und disziplinären Herkunftskontext zumeist setzen kann, zählen hier nichts: Sie sind unbekannt (und werden teilweise mit Erstaunen zur Kenntnis genommen, wenn sie bei der Vorstellung im Dienstagskolloquium mehr oder weniger ausführlich verlesen werden: Der oder die – die man vom Mittagessen kennt – soll all das gemacht haben, ja *sein*?). Es ist keine kleine Kränkung des akademischen Narzissmus, die durch jahrelange Arbeit erworbene Identität nicht etwa in Frage gestellt, gar zerstört,

sondern schlicht ignoriert zu sehen. Es ist aber auch eine Befreiung, bei Null, ja, als Null, als ein Selbst ohne Eigenschaften (deren Kenntnis man bei den anderen voraussetzen könnte) anfangen zu müssen.

Eine Befreiung, die die allergrößte Herausforderung bedeutet: etwas zu tun, was man nicht tun kann. Das ist die Definition des Dienstagskolloquiums. Jede und jeder der Teilnehmenden kann zweierlei: Wir können zu anderen Forschern unserer Disziplin sprechen und im Ausgang von einem geteilten „Forschungsstand“ unsere angeblich neuen Argumente präsentieren, und wir können (nun gut: mehr oder weniger gut) zu Studierenden sprechen und versuchen, sie in die eigentümliche Sicht- und Denkweise unserer jeweiligen Disziplin einzuführen, ja einzuüben. Aber eine ganz andere Schwierigkeit ist es, das eigene Denken *nicht* einführend, aber zugleich *ohne* die Voraussetzung einer geteilten Disziplin zu präsentieren; seine Zuhörer, die Co-Fellows, also nicht als eine Gruppe zu Belehrender und Einzuübender, sondern als schon Belehrte, als Experten zu behandeln – Experten aber von etwas ganz anderem. Wie aber spricht man zu Experten, die zugleich Laien sind, oder aber zu Laien, die zugleich keine Anfänger sind? Das Dienstagskolloquium des Wissenschaftskollegs ist das Experimentierfeld für die Lösung dieser unlösbaren Aufgabe. Darin liegt eine der – im wörtlichen Sinn – spannendsten, also *anspannendsten* Erfahrungen und Herausforderungen, man könnte sagen: die Prüfung, die das Jahr am Wissenschaftskolleg bereit hält: wie die Einzelnen sich dieser unlösbaren Aufgabe gewidmet haben, ja bereits, ob sie sie überhaupt *wahrgenommen* haben.

\*\*\*

Habe ich schon erwähnt, dass ich versucht habe, mein Jahr am Wissenschaftskolleg dazu zu nutzen, um ein wenig genauer über das Problem der Befreiung, der Befreiung aus der Gewohnheit der Knechtschaft oder der Knechtschaft der Gewohnheit, nachzudenken? Einer der Gegenstände dieses Nachdenkens war die Fernsehserie *Breaking Bad*, die mit der zweiten Befreiung Walter Whites endet. Walter White befreit sich, indem er sich erkennt – indem er erkennt, was er und wie er es getan hat. Er befreit sich in dem Moment, in dem er sagen kann: „I did it for me. I liked it. I was good at it. I ... I was alive.“ Was Walter White über die zwei Jahre sagt, in denen er die illegale Produktion und Distribution der Droge Methamphetamin perfektioniert hat, gilt auch für das eine Jahr am Wissenschaftskolleg, das zumeist dem Herstellen und Konsumieren harmloserer Substanzen gewidmet war.